

Jobst Schöne:

## **Luther – ohne Mythen**

### **Zum Gedenkjahr der Reformation 2017**

„Es ist jedenfalls eine Pointe dieses Luther-Jahres, daß ein frommer Mönch, der einst in heiligem Zorn über den Ablaßhandel und die Gewinnsucht der katholischen Kirche eine Weltrevolution in Gang setzte, sich ein halbes Jahrtausend später als Tourismus-Botschafter und Kommerz-Ikone für alles und jedes wiederfindet“, schrieb die „Welt am Sonntag“ am 16. 4. 2017 und zitierte den Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann, der „die Vermarktung des Reformators als ‚banal, erbärmlich, albern‘ (geißelte)“... „Die Verkaufsprofis ... vermarkten in Luthers Namen, was das Zeug hält“. Es gibt „kaum eine Geschmacklosigkeit, für die Martin Luther...nicht herhalten muß“, hieß es schon am 11. 10. 2016 in der FAZ. „Bibel auf Bierdeckeln“ (wofür 685 000 Euro an Kirchensteuermitteln ausgegeben wurden), damit fing's an; Luther-Bücher überschwemmen förmlich den Markt, Luther-Filme im Fernsehen, Luthertomaten gibt es und Lutherbrot, Luther-Nudeln und Lutherschnäpse und -Socken, Luther-Wanderwege und -Baumpflanzungen, einen Luther-Truck, der durch die Lande fährt, und natürlich den Reformator als Playmobilfigur, von der man schon eine  $\frac{3}{4}$  Million Stück abgesetzt hat. Das Reformationsjubiläum wird auf jede Weise verramscht – bei gleichzeitiger Unfähigkeit, es mit Inhalt zu füllen.

Begibt man sich nun – aufklärungsbedürftig über den „wahren“ Luther – nach Wittenberg ins ehemalige Augustinerkloster, in dem er einst wohnte und wo sich heute die Staatliche Luther-Halle befindet, so stößt man dort auf eine enorm reiche Ausstellung authentischer Objekte, deren Fülle den Besucher freilich bald überfordert. Am Ende, schon ziemlich erschöpft, wird man eine höchst sehenswerte Abfolge von Bildern und Skulpturen finden aus den 500 Jahren nach Luther, die diesen Mann nun sehr unterschiedlich porträtieren – und das ist höchst aufschlußreich! Denn so bekommt man demonstriert, wie vielfältig, vor allem aber grundverschieden das Luther-Bild von Epoche zu Epoche ausfiel. Jede Zeit macht sich eben ihr eigenes Bild von ihm zurecht. Und so verrät die Präsentation zuweilen mehr über die jeweilige Epoche als über Luther selbst. Man ließ weg, was man nicht sehen wollte, oder fügte hinzu und erfand, was man sich wünschte. So kommt am Ende ein jeweils anderer Luther heraus: der heilige, der heldische, der romantische, der völkische, der freiheitsbringende, der revolutionäre, der familiäre, der staatstragende, der marxistische, der volksnahe, der elitäre, der kirchenzerstörende oder der kirchenbewahrende Luther – wie man ihn sich gerade so wünscht.

Nun ist der Reformator in der Tat durchaus voller Widersprüche und kann unterschiedlich gesehen und interpretiert werden. Dabei kann er sich allerdings gegen seine Interpreten nicht mehr wehren, es sei denn, deren Fehldeutungen wären aus Luthers eigenen Schriften zu widerlegen. Der junge und der alte Luther sind nun einmal nicht ganz dieselben. Und in seiner Persönlichkeit lassen sich ganz unterschiedliche Charakterzüge entdecken: Mal ist er ein Grobian (wie die meisten seiner Zeitgenossen, darin ist Luther keine Ausnahmestaltung), mal kann er unendlich zärtlich, warmherzig, liebevoll sein (wie das etwa ein Brief von der Veste Coburg an den Sohn Hänschen belegt); mal ganz seelsorgerlich (wie z. B. seine „einfältige Weise zu beten für einen guten Freund“ von 1535, die Luther für „Meister Peter Balbierer“ [seinen Friseur] verfaßte; WA 38, 358 ff), mal heftig polemisch; mal naiv, mal berechnend; mal tiefblickend, mal kurzsichtig; mutig oder ängstlich (auf dem Reichstag zu Worms etwa oder angesichts der Pest in Wittenberg oder aber im Bauernkrieg). Immer ist er ein Kind seiner Zeit und zugleich eine Ausnahmepersönlichkeit, ein Genie.

Seine Äußerungen und Schriften sind nicht weniger voller Ungereimtheiten, denn sie sind „Gelegenheitsschriften“, von „außen“ angestoßen. Da gibt es ganz unterschiedliche Aussagen zum Papsttum, zum Mönchtum, über Bauern und Fürsten, über Juden und Muslime, zum „Priestertum aller Gläubigen“ (das man gern, aber nur mit begrenztem Recht, auf ihn zurückführt) und zu den Bischöfen. Luther war kein Systematiker.

Kein Wunder, daß man ihn so unterschiedlich gedeutet hat, nicht nur bei seinen Zeitgenossen, sondern auch später. Nicht wenige protestantische Forscher (bis in die Gegenwart) haben dem Reformator mancherlei Unhaltbares angedichtet (weshalb durchaus Vorsicht angezeigt ist bei unkritischer Lektüre auch von neuen Luther-Büchern). Und römisch-katholische Theologen haben weite Wege in der Luther-Deutung gehen müssen, ehe sie bei heutigen Urteilen angekommen sind, die ihn als „Vater im Glauben“ (so z. B. der Jesuit Peter Manns) werten und hochschätzen.

Um diesen so vielseitigen, mitunter widersprüchlichen, gar nicht so leicht einzuordnenden Mann haben sich deshalb auch schon sehr früh viele Mythen gerant und er hat für allerlei Legendenbildung erhalten müssen. Einiges davon soll uns nun beschäftigen.

### **1. War Luther ein entlaufener Mönch? – oder: Stotternheim und die Folgen.**

Ja doch, „ein entlaufener Mönch“ war er, denn er verließ das Kloster. Aber wann und warum? Zunächst suchte er ja erst einmal das Kloster, nachdem ihn vermutlich ein Blitzschlag bei Stotternheim in der Nähe von Erfurt fast erschlagen hätte: „Hilf Du, S. Anna, ich will ein monch werden“, hat er gerufen. Und trat 1505 in eines der strengsten Klöster in Erfurt ein (wo es damals min-

destens elf Klöster gab bei rund 20.000 Einwohnern). Dann schickt ihn, einige Jahre später, sein Orden in die Kleinstadt Wittenberg (mit damals höchstens 2000 Einwohnern), wo der Orden eine Professur an der neu gegründeten Universität zu besetzen hatte. In Wittenberg bezog Luther seine Zelle im Augustinerkloster. Und da bleibt er – bis wann? 1522 genehmigen sich die Mönche selbst den Austritt – und der Orden schreitet nicht ein! Luther aber bleibt im Kloster, als schon fast alle gegangen sind. Er hält die Stellung mit noch einem einzigen Mitbruder und mißbilligt ausdrücklich den „lärmenden Austritt“ der Mönche („Non probo egressum istum tumultuosum“, Brief an Lang in Erfurt, Dezember 1521). Erst im Oktober 1524 legt er schließlich die Kutte ab, das traditionelle Mönchsgewand, und trägt fortan die Gelehrtenschube (ähnlich dem heutigen schwarzen Talar). 1525 heiratet er. Das sieht jetzt nach dem definitivem Ende seiner Mönchzeit aus. Aber ist sie wirklich zu Ende? Luther hat da fast ein Drittel seines Lebens schon im Kloster verbracht, hat alle Negativseiten des Mönchslebens erfahren und durchlebt. Und doch nimmt er von dort vieles mit, was für ihn unaufgebbar blieb.

Den Gottesdienst läßt er nicht fallen, sondern bringt ihn in die Volkssprache, damit ihn alle mitvollziehen können (was bislang nur den Lateinkundigen, also den Mönchen, möglich war); die häufige Kommunion ist ihm wichtig, bisher nur in den Klöstern geübt; auf die regelmäßige Beichte und das fleißige Gebet legt er großen Wert, so wie er es im Kloster kennengelernt hatte; die Predigt, aus klösterlicher Praxis vertraut, gewinnt nun im Gottesdienst einen neuen Stellenwert. Und die gottesdienstliche Gemeinschaft, die „Gemeinde“, tritt an die Stelle des klösterlichen Konvents. Den Katechismus soll jeder lernen wie eine Ordensregel, der Hausvater hat darüber zu wachen wie ein Abt im Kloster. Monastische Ideale wie Gehorsam, Armut, Keuschheit werden neu (und natürlich anders) belebt.

Wann also ist Luther aus dem Kloster ausgetreten? Formal wohl 1524. Innerlich aber ist er dem Kloster nie entlaufen, sondern hat seine ganze Umwelt „ins Kloster gebracht“. Die Klostermauern hat er nur verschoben, in die Welt hinein. Was ihn im Kloster prägte, begleitet ihn sein Leben lang. Und so ist bezeichnend, daß der sterbende Luther noch jenes Psalmgebet flüstert, das er zum Abschluß eines jeden Tages im Kloster auf den Lippen hatte: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum“. (= In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist.)

## **2. Der Hammerschlag an der Schloßkirche**

### **– oder: Was passierte tatsächlich am 31. Oktober 1517?**

Der 31. Oktober gilt seit langem als die Initialzündung der Reformation. Richtig ist: In diesem Jahr hat Luther die berühmten 95 Thesen gegen den Ablasshandel der damaligen Kirche verfaßt und publiziert, zuerst in lateinischer Sprache, denn sie sollten ja unter den Gelehrten diskutiert werden (und die sprachen nun mal Lateinisch). Daß sie flugs auch ins Deutsche übersetzt und

in Windeseile verbreitet wurden, verdankt sich der Spürnase findiger Drucker für ein lohnendes Geschäft; Luther wurde davon überrascht.

Hat er nun seine Thesen an die Kirchtür der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen? Mit dem Hammer? Das ist recht zweifelhaft und keiner weiß es genau. Denn Luther selbst hat den Vorgang nie geschildert, mit keinem Wort. Die erste Erwähnung stammt von Georg Rörer, seit 1525 Diakon an der Wittenberger Stadtkirche St. Marien und Luthers Sekretär. Rörer macht 1540 (also rund 23 Jahre nach dem Ereignis) eine Notiz in Luthers Handexemplar des Neuen Testaments Deutsch, die von einem Anheften der Thesen an die Wittenberger Kirchtüren am 31. Oktober spricht (faksimiliert in „Luther, 95 Thesen, 95 Menschen“, Begleitbuch zur Nationalen Sonderausstellung Wittenberg 2017, S. 89). Und erst Melanchthon, Luthers großer Mitarbeiter, sprach in der Vorrede zum 2. Band einer Ausgabe von Luthers Werken 1548 davon – aber da war Luther längst gestorben und Melanchthon selbst (der schon mit 12 Jahren in Heidelberg sein Universitätsstudium aufnahm, dort aber – weil zu jung – nicht zur Magisterprüfung zugelassen wurde und deshalb nach Tübingen ging) war 1517 noch gar nicht selbst in Wittenberg (wo er erst 1518 auftauchte, mit 21 Jahren zum Professor berufen). Auch Professoren können irren, Diakone sowieso, und so ist der Vorgang des Thesenanschlags von ernsthaften Historikern in unserer Zeit in Zweifel gezogen worden, ob er denn überhaupt in der Form stattgefunden habe, wie später dargestellt. Richtig ist: Die Kirchtür der Schloßkirche (1760 im Siebenjährigen Krieg von den Preußen zusammen mit der Zerstörung von Schloß und Schloßkirche vernichtet) war das Anschlagbrett der Universität und wurde für akademische Bekanntmachungen genutzt. Anschläge brachten aber nicht die Professoren an, sondern der Pedell, und der hantierte mit Wachs und Siegellack, aber niemals mit Nägeln und Hammer, das hätte die damals hölzerne Tür demoliert.

Noch einmal: Die Tatsache der Abfassung der 95 Thesen bleibt völlig unbestritten, fraglich ist nur der Anschlag als solcher und das Datum (31. Oktober abends oder am 1. November morgens). „Ob Luther die Thesen wirklich im Oktober 1517 an die Tür genagelt oder dem ablaßtreibenden Erzbischof Albrecht von Magdeburg-Mainz [nur] als Brief geschickt hat, weiß nur der gnädige Gott“, schrieb der Tagesspiegel am 11. 10. 2016. Das stimmt.

### **3. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“**

#### **– oder: Was sagte Luther tatsächlich in Worms?**

1521 wird Luther vor den Kaiser geladen auf den Reichstag zu Worms. Am 17. und 18. April, nachmittags 16 Uhr, soll er sich vor Kaiser, Fürsten und der ganzen Elite des Reiches verantworten. Seine trotzigen Worte, mit denen er den Widerruf seiner Schriften und Lehre ablehnte, haben sich ins kollektive Gedächtnis der Deutschen eingegraben. Aber was hat er wirklich gesagt? „...mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort. Widerrufern kann ich nichts und



will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist“ – dies in lateinischer (weil Majestät kein Deutsch verstand) und deutscher Sprache (für die des Deutschen Kundigen). So ist es glaubwürdig überliefert. Die dann folgenden Worte gingen in dem sofort ausgebrochenen Tumult unter. Peter Manns urteilt: „Er wird nicht zum trotzigem Heroen, den man so gerne in ihm sieht. Die Worte 'Hier stehe ich, ich kann nicht anders..' hat er jedenfalls nie gesprochen, sie gehören zur Legende“ (S. 126). Heute werden sie auf Socken gestickt und sind so zu kaufen. Vielleicht hat Luther ja etwas ähnliches geäußert, ganz leise, verzagt, eingeschüchtert, die Folgen vor Augen. So wäre er uns am Ende vielleicht noch viel sympathischer (weil menschlicher), als in einer pausbäckigen Siegerpose.

Die Bemühungen, ihn auf dem Reichstag umzustimmen, waren jedenfalls gescheitert. Auf dem Rückweg von Worms nach Wittenberg wurde er – wie ihm schon zugesteckt worden war – in der Nähe von Eisenach im Auftrag seines Kurfürsten gekidnappt und auf die Wartburg verbracht, um ihn dort zu verstecken. Vorläufig.

#### **4. Das Tintenfaß auf der Wartburg – oder: Was ists mit dem Wurf nach dem Teufel?**

Die berühmte Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel hat im Reformationsgedenkjahr 2017 natürlich auch eine passende Ausstellung präsentiert und dabei wundersamerweise auch das sprichwörtliche Tintenfaß von der Wartburg zur Schau gestellt – gewiß mit einem Augenzwinkern der Ausstellungsmacher. Denn die wissen natürlich ganz genau, was es damit auf sich hat, nämlich gar nichts. Die Legende besagt, Luther sei beim Übersetzen des Neuen Testaments vom Teufel gestört worden und habe das Tintenfaß nach ihm geworfen, wovon neben dem Kamin ein großer Tintenfleck an der Wand zurückgeblieben sei. Ursprüngliche Version: Der Teufel habe geworfen, um Luther aus der Fassung zu bringen. Alles Unfug! Die Legende aber war tourismuswirksam und ist es bis heute. Geübte Fremdenführer haben den angeblichen Tintenfleck an der Wand immer wieder schön erneuert, aber das dann schließlich doch unterlassen. Luther hatte in den 300 Tagen, die er auf der Wartburg zubrachte, anderes zu tun als mit Tintenfassern zu werfen. Er übersetzte in nur elf Wochen das gesamte Neue Testament aus dem griechischen Urtext ins Deutsche, neben zahlreichen anderen Arbeiten, also Auslegungen, Postillen, Briefen, Gutachten u. dgl., die er schrieb. Eine ungeheure Arbeitsleistung. Und wenig Spielraum für Würfe mit Tintenfassern.

#### **5. Bildersturm und Heiligenkult – oder: Wie positionierte sich der Reformator?**

Am 1. März 1522 verläßt Luther – gegen den Willen des um Luthers Sicherheit besorgten Kurfürsten – die Wartburg und kehrt nach Wittenberg zurück.

Warum? Weil dort in seiner Abwesenheit das schiere Chaos ausgebrochen war. Die Mönche seines Klosters machten sich reihenweise davon, sein Universitätskollege Karlstadt rief zum Bildersturm in Wittenbergs Kirchen auf und führte neue Gottesdienstformen ein, die Studentenschaft rebellierte, der Rat der Stadt erwies sich als rat- und hilflos, kurzum: Es ging drunter und drüber. Und alle diese Unruhestifter und Revolutionäre beriefen sich auf Martin Luther. Der war ja weit weg und konnte dem Treiben nicht steuern. Bis auf den Augenblick, an dem er sich wieder in Wittenberg sehen ließ und nun das Kunststück fertigbrachte, durch ganze acht Predigten (nur Predigten, nicht mehr!) das Durcheinander zu klären, Ordnung wieder herzustellen, die Unruhestifter aus der Stadt zu bringen.

Bildersturm – nein, das war nicht Luthers Ding. Dafür liebte er die Kunst zu sehr, war aufs engste befreundet mit Lucas Cranach, schätzte die Musik und hielt grundsätzlich alles das für bewahrenswert, was nicht der Heiligen Schrift widersprach. So blieben in lutherischen Kirchen die Bilder und Skulpturen erhalten, der Schmuck der Kirchen bewahrt, Meßgewänder, Kerzen, sogar auch Weihrauch in Gebrauch und der Gottesdienst in seiner traditionellen Form weiterhin üblich. Anders sahen das die Schweizer, die sich um Zwingli in Zürich und später um Calvin in Genf scharten. Sie hielten Bilder für Teufelszeug, weil sie angeblich Gottes Majestät auf Menschenniveau herabzogen und seinem Gebot widersprachen. Aber das Bilderverbot des Alten Testaments hatte den Israeliten gegolten, um heidnische Gottes- oder Götzenvorstellungen aus ihrem religiösen Umfeld abzuwehren, war jedoch nach traditioneller kirchlicher Auffassung und in Luthers Sicht durch die Menschwerdung Gottes in Christus längst aufgehoben. Die kahlen Kirchen der Zwinglianer und Calvinisten unterscheiden sich bis heute sichtbar von solchen Gotteshäusern, in denen lutherische Tradition heimisch war oder ist. Und „Schlichtheit“ ist kein Gestaltungsprinzip lutherischer Kirchen und lutherischen Gottesdienstes, sondern eher Erbe des Calvinismus und der Aufklärung.

Aber zurück zu Luther: Hat er nicht die Heiligen und deren Bilder aus den Kirchen verbannt? Luther ein Heiligen-Vernichter? Auch das gehört ins Reich der Legendenbildung. Denn Luthers Einspruch bezog sich allein auf die Rolle, die man den Heiligen zumessen wollte: als Fürbitter, die sich für die armen Sünder ins Zeug legen sollten und die ihre Verdienste wie ein Kapital auf defizitär lebende Sünder übertragen könnten. Als solche hatten sie in der Tat bei Luther ausgedient, denn für ihn verdunkelten sie damit das vollgültige Verdienst Christi. Aber als Vorbilder waren und blieben sie für den Reformator ganz wichtig. Seine Auslegung des Magnificat (des Lobgesangs der Maria aus dem Lukasevangelium), verfaßt auf der Wartburg und in unserer Zeit neu verlegt im römisch-katholischen (!) Herder-Verlag, beleuchtet seine Hochachtung vor dieser exemplarischen Gestalt; Luther blieb bis an sein Lebensende ein großer Verehrer der Gottesmutter; sein „Betbüchlein“ (WA 10, II, 375ff), ab 1522 verlegt – bis 1604 in 51 Auflagen! – enthält das „Ave Maria“-Gebet, wie er es aus dem Kloster mitgebracht hatte.

## **6. Die Spaltung der abendländischen Kirche – oder: Wer hat sie gewollt, bewirkt, verursacht?**

Daß Luther die Kirche gespalten habe, steht ja nun wohl unumstößlich fest, glauben jedenfalls viele. Wer genauer zusieht, erkennt auch hier die Legendenbildung. Denn Gründer, Kirchengründer einer neuen Konfessionskirche neben der bestehenden römisch-katholischen Kirche wollte er keinesfalls sein, war er nicht, dem widersprach er. Er sah sich als Christ in der einen Kirche, in die er hineingetauft war, in der er zum Amt der Kirche geweiht und zum Lehrer der Kirche berufen war. Diese eine Kirche von Entstellungen in Lehre und Praxis zu befreien, sah er sich aufgerufen. 1522 schreibt er: „Zum ersten bitte ich, man wolle meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch sondern Christen heißen [= nennen]. Was ist Luther? Ist doch die Lehre [nicht mein]. So bin ich auch für niemanden gekreuzigt... Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi sollt mit meinem heillosen Namen nennen? Nicht also, liebe Freunde, laßt uns tilgen die parteiischen Namen und Christen heißen, dessen Lehre wir haben... Ich bin und will keines Meister sein. Ich habe mit der Gemeinde die einige (all)gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist“ (Eine treue Vermahnung...sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung, 1522, WA 8, 685). Eine gespaltene, zerteilte Kirche, Kirchen im Plural, das blieb für ihn unvorstellbar, wurde aber zum unvermeidbaren Resultat der historischen Entwicklung, die sich aus der Haltung der sogenannten „Altgläubigen“ ergab: sie verweigerten sich der dringend erforderlichen Erneuerung der Kirche. Von Konfessionskirchen als eigenständigen Größen kann man erst rund 150 Jahre nach Luther reden, als aus den (im Westfälischen Frieden 1648 noch als „Parteien“, „Fraktionen“ innerhalb der einen Kirche deklarierten) gegnerischen Lagern solche konfessionell abgegrenzten Gebilde wurden, wie wir sie heute kennen.

Um gleich noch mit einer weiteren Legende aufzuräumen: das Schlagwort von der „Ecclesia semper reformanda“ (der „immer zu reformierenden Kirche“), das heute gern als genuin reformatorisch-lutherisch ausgegeben wird (so noch zuletzt in einem Vortrag von Kurt Kardinal Koch am 26. 2. 2017 in Rom), hat seinen Ursprung nicht in Wittenberg, sondern bei den Reformkonzilien des Mittelalters und wanderte von dort hinüber zur Bewegung des Pietismus des 17. Jahrhunderts (speziell in seiner niederrheinisch-reformierten Ausprägung). Luther konnte im permanenten Reformieren keinen Wesenszug der Kirche erkennen. Er wußte sich in die eine, bleibende Kirche, die von den Aposteln herkommt, gestellt.

## **7. Das Priestertum der Gläubigen – oder: Hat Luther Papst, Bischöfe und Priester degradiert?**

Es sieht doch ganz so aus, daß Papst, Bischöfe und Priester für Luther zu gewöhnlichen Sterblichen geschrumpft sind, als er das „Priestertum der Gläu-

bigen“ betonte und pointiert feststellte: „Was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon [zum] Priester, Bischof und Papst geweiht sei“ (An den christl. Adel, 1520, WA 6, 404ff). Diese Äußerung hat aber noch eine Fortsetzung, „ob nun wohl nicht einem jeglichen ziemet, solch Amt zu üben“. Luther bestreitet in der Tat einen mit Priesterweihe verliehenen „character indelebilis“, eine unauslöschliche Prägung, die den Amtsträger über das übrige Christenvolk erhebt und näher als andere an Gott heranrückt. Nein, sagt er, getauft sein heißt bei Gott zu sein, sein Kind, sein Erbe. Näher geht nicht. Was aber Luther nicht bestreitet ist das Bestehen, die Einsetzung eines Amtes, wie es Priester und Bischöfe innehaben, als von Christus kommende Stiftung. Priester und Bischöfe sind in Gottes Augen zwar nicht höherstehend, haben aber ein ihnen aufgetragenes Amt, zu dem sie bevollmächtigt, geweiht sind. Als er sich 1520 so pointiert äußerte über die Gleichstellung aller Getauften, galt allgemein noch die grundlegende, wesentliche Unterscheidung, ja Trennung zwischen Klerus und Kirchenvolk. Daß das ganze Volk Gottes die Kirche ausmache und darstellt, war vergessen worden. Luther postuliert ein Recht der Gemeinde, sich Priester und Bischöfe zu erwählen und einzusetzen, aber es ist ein Not-Recht („Wenn ein Häuflein frommer Christenlaien würden gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen geweihten Priester...“), beileibe nicht der Regelfall. Von dieser mehr theoretischen als realen Lösung des Problems des Priestermangels, wie 1520 ausgesprochen, ist Luther später deutlich abgerückt, als er feststellen mußte, welcher Mißbrauch (in seinen Augen) sich ganz schnell aus diesem Ansatz entwickeln konnte. Die Kirche als Volk Gottes zu verstehen, als „Leib Christi“ in dieser Welt, heißt nicht, daraus eine egalisierte, amorphe Größe von Gleichgesinnten zu machen und den Pfarrer zum Funktionär der Gemeinde. Vielmehr bleiben einander zugeordnete Ämter, Dienste, Aufgabenbereiche gültig und bestehen, zu deren Wahrnehmung bestimmte Personen berufen, eingesetzt und bevollmächtigt werden. Ordination nennt man das, priesterliche Weihe. Ob dabei traditionelle Abstufungen, Hierarchien bewahrt werden müssen oder ausgetauscht und neu bestimmt werden können, unterliegt für Luther Nützlichkeitsabwägungen. Aber ein geistliches Amt in der Kirche und dessen Amtsträger, das gilt für Luther als gottgesetzt und gottgewollt.

Aus seinem hierarchiekritischen Ansatz hat eine spätere Zeit, nämlich die Bewegung des Pietismus rund 150 Jahre nach Luther, die Theorie vom „allgemeinen Priestertum aller Gläubigen“ entwickelt und zum Kennzeichen des Luthertums erklärt im Sinne einer Gleichberechtigung und -befähigung aller beim Zugriff auf das geistliche Amt. Aber davon war Luther weit entfernt. Die Äußerungen aus seiner Frühzeit dürfen nicht für sein letztes Wort genommen werden, sie sind aus dem Kontext der damaligen Kontroverse zu verstehen. Und was Luther zum Papst zu sagen hat, steht noch auf einem ganz anderen Blatt, das hier aufzuschlagen den Rahmen sprengen würde.

## 8. Luther - Fürstenknecht oder der Revolutionär?

– oder: Worin sich die DDR-Geschichtsschreibung korrigieren mußte.

Luthers Verhältnis zu den Obrigkeiten seiner Zeit ist ambivalent. Auf der einen Seite sieht er in Fürsten und Landesherren eine von Gott gesetzte Größe, von Gott gewollte Institution, „Patres patriae“ (Väter des Vaterlandes), denen zu gehorchen eine unhinterfragbare Christenpflicht ist. Man muß sich dabei vor Augen halten: Von Volkssouveränität und Demokratie konnte damals noch nicht und nirgendwo die Rede sein (von einigen zaghaften Ansätzen etwa in der Verfassung der freien Reichsstädte abgesehen). Auf der anderen Seite kann Luther mit den Fürsten und der Obrigkeit scharf ins Gericht gehen, ihnen heftige Vorwürfe machen. Die saubere Trennung der staatlichen Gewalt und Herrschaft von der Kirche und ihrem Dienst hat er zwar dringend gewünscht, sie entsprach seiner Theologie. Aber er konnte sie nicht durchsetzen, zu verwoben waren Kirche und weltliche Gewalt in der Person der Fürsten, die die Aufsicht über die Kirche in ihren Territorien nicht preisgeben wollten.

1525 bricht der Bauernkrieg aus. Die soziale Notlage der Bauernschaft, hervorgegangen aus unbarmherziger Ausbeutung durch die Grundherren, führte zu gewaltsamen Aufständen, zu Stürmung und Zerstörung von Schlössern, Burgen und Klöstern, zu Racheakten der Unterdrückten, Verzweiflungstaten der Ausgebeuteten. Das Chaos drohte. Und gefährlich wurde es vor allem durch den „ideologischen Unterbau“: Die Bauern beriefen sich auf „das Evangelium“, das doch alle Menschen gleich stelle, die Armen selig preise und ihnen „Freiheit“ ankündige, wie sie nun, in dieser ihrer prekären Lage, endlich zu verwirklichen sei. So sei es der Wille Gottes.

Wortführer, Sprecher, Befehlshaber der aufrührerischen Bauern, der sie zum bewaffneten Aufstand ruft und anführt, war Thomas Müntzer, Theologe, Pfarrer, Wittenberger Student, der zum erbitterten Gegner Luthers wurde: Er verhönte ihn als „das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg“ und hängte ihm das Label eines „Fürstenknechtes“ an. Weil sich der Reformator mit einer „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft“ 1522 (WA 18, 291ff) sowohl an Fürsten wie an die Bauern wandte, hatte er sich damit zwischen alle Stühle gesetzt. Keine Partei für die Bauern zu ergreifen, das nahm man ihm übel. Wenige Tage nach der „Ermahnung zum Frieden“, als der Aufstand eskalierte, publizierte Luther eine weitere Schrift, „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“ (WA 18, 357ff), womit er sich einseitig auf die Seite der Fürsten schlug und zur brutalen Niederschlagung des Aufstandes aufrief. Die Bauern wurden am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen in Thüringen vernichtend geschlagen, geradezu hingemetzelt, Müntzer hingerichtet. Luthers Billigung, ja Befürwortung des erbarmungslosen Vorgehens gegen die Bauern ist nicht zu entschuldigen oder kleinzureden. 1533 bekennt er selbst reuevoll: „Ich habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen; all ihr Blut ist auf meinem Hals. Aber ich schiebe es auf unsern Herrgott, der

hat mir befohlen solches zu reden“ (Tischreden, hier zitiert aus Peter Manns, „Martin Luther“ 1983, S. 179). Dahinter steht Luthers Überzeugung, es dürfe keine Staatsordnung geben, die Kirche und Staat in eins mischt; keine Berufung aufs Evangelium, wenn Gewalt gebraucht wird. Ein Evangelium, das mit Gewalt durchgesetzt werden soll, ist kein Evangelium mehr. Neun Jahre nach Niederschlagung des Bauernaufstands sollte Luther sich in seiner Einschätzung noch einmal bestätigt sehen: Sektierer errichteten in Münster/Westfalen ein Schreckensregiment im Namen des Evangeliums und terrorisierten die Bevölkerung aufs fürchterlichste, bis sie mit Waffengewalt bezwungen wurden.

Für die marxistische Lesart der Geschichte war freilich Thomas Müntzer ein Held, ein Revolutionär und Schutzherr der „kleinen Leute“, Luther dagegen galt als „Fürstenknecht“. Noch heute zeugen Straßennamen in vielen Orten der früheren DDR und das Bauernkriegsdenkmal in Frankenhausen mit Werner Tübkes Kolossalgemälde (genannt die „Sixtina des Nordens“) von Müntzers Ruhm als Vorreiter des Sozialismus. In der DDR sah man ihn jahrzehntelang nur so. Dann aber zeichnete sich 1983 ein Luther-Jubiläum ab: sein 500ster Geburtstag. Und die ewig devisenhungrige DDR-Führung wollte keine ausländischen, devisenbringenden Touristen verprellen und befahl flugs ein Umdenken der Historikerkunft. Von nun an galt Luther plötzlich nicht mehr als verwerflicher Fürstenknecht, der in seiner „Ermahnung zum Frieden“ „die ideologische Entwaffnung der kämpfenden Volksmassen“ betrieben habe, „Bürgersohn im Fürstendienst“, der nur die „Haltung und Stimmung des frühkapitalistischen Besitzbürgertums zum Ausdruck“ brachte (Gerhard Zschäbisch, Martin Luther, 1967, S.204). Jetzt wurde er zum „progressiven Akteur im Prozeß der frühbürgerlichen Revolution“ (Gerhard Brendler, 1979). Diese Kehrtwendung war nicht einfach und erforderte viel Flexibilität – aber man vollzog sie, weil von der Obrigkeit geboten und gefordert. Fürstenknechtschaft kann eben viele Gesichter haben.

### 9. Luther - ein Antisemit?

#### – oder: Böse Worte, grauenhafte Vorschläge, aber was war die Wirkung?

Luthers Stellung zu den Juden ist zu keiner Zeit so hervorgehoben und diskutiert worden wie in den letzten 80 Jahren, zur Zeit des Nationalsozialismus und heute. Und vielfach geschah und geschieht das ohne ausreichende Sachkenntnis. Festzustellen ist zunächst einmal: Bei Luther findet sich nicht die geringste Spur irgendeiner Rassentheorie, wie sie den Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts prägte und leider bis in unsere Tage Anhänger findet.

Seine Position in der Judenfrage ist von seiner Theologie und Frömmigkeit her zu sehen. Jude zu sein definierte sich nach Luther rein religiös, nicht rassistisch. Er glaubte fest, daß die Juden – nachdem das Evangelium von Christus von allen Überfremdungen und Entstellungen befreit sei – von dessen unwiderstehlichem Inhalt überzeugt sein müßten, in Jesus Christus ihren Messias

erkennen und sich der Kirche Christi eingliedern würden. In dieser – nennen wir sie: naiven – Erwartung und Einschätzung wurde er bitter enttäuscht, denn es rührte sich nichts. Der Luther, der in seiner Frühzeit (1523) in seiner Schrift „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei“ (WA 11, 314ff) werbend, verständnisvoll, respektvoll von den Juden spricht und die Schuld an allem, was bis dahin das christlich-jüdische Verhältnis negativ geprägt hatte, allein den Christen zuschrieb; der ein Ende von Schikanen, Exzessen, Berufsverboten und Ausgrenzung forderte – der wandelt sich. Anfangs hört man von ihm: „Wenn ich ein Jude gewesen wäre, ...so wäre ich eher eine Sau worden denn ein Christ“ (ebd, 315). Zwanzig Jahre später redet er ganz anders und schreibt ein unsägliches Pamphlet „Von den Juden und ihren Lügen“ (WA 53, 417ff), an dem nichts, aber auch gar nichts zu beschönigen ist. Es ist und bleibt ein Schandfleck schlimmster Art. Denn Luther ruft zu dem auf, was dann im 20. Jahrhundert grauenhafte Praxis in Deutschland und im deutsch besetzten Europa wurde: Zerstörung der Synagogen, Enteignung, Ausweisung, Zwangsarbeit. Zum Massenmord ruft er (noch) nicht. Der Grund für diesen radikalen Wandel liegt wohl darin, daß Luther erfahren haben will, daß Juden unter den Christen „missionieren“, sie zur Beschneidung und Einhaltung des Sabbats bringen wollen. Er will von jüdischen Schmähungen des christlichen Glaubens, „Lügen“ gegen Christus, die Trinität und die Gottesmutter Maria gehört haben („Vielgötterei“, Maria „eine Hure“). Und für Luther macht sich mitschuldig, wer solcher Gotteslästerung nicht widersteht. Das erklärt manches, entschuldigt aber nichts.

Luther steht mit dieser Position allerdings nicht singulär da. „Der ach so exemplarisch friedfertige Erasmus wünschte den Juden noch Schlimmeres“, weiß Peter Manns (S. 218). Die Nachbarländer Frankreich, Spanien, Böhmen hatten Juden längst ausgewiesen (worauf Luther ausdrücklich hinweist). Noch einmal: Das entschuldigt nichts. Judenvertreibung (meist aus finanzpolitischen Gründen: So wurde man seine Gläubiger los!) gab es vor und nach Luthers böser antijüdischer Schrift von 1543. Auffällig aber ist, daß sie jahrhundertlang keine oder nur eine ganz marginale Rolle in Theologie und Kirche gespielt hat: „eine kontinuierliche Rezeptionsgeschichte...vom 16. bis ins 20. Jahrhundert gibt es also nicht“ (Dorothea Wendebourg, Martin Luther und die Juden, Evang. Verantwortung Nr.9/10, 2013, S. 5-13, hier S. 13).

## **10. Die Welt – gesehen in drei Stockwerken**

### **– oder: Wie löst man sich von einem beschränkten Weltbild?**

Die erste vollständige Bibelausgabe in Luthers Übersetzung von 1534 trägt nach Titelblatt und Vorrede einen ganzseitigen Holzschnitt (von dem bis heute nicht identifizierten Meister „MS“, vermutlich aus der Cranachwerkstatt). Das gleiche Bild findet sich in der Ausgabe letzter Hand von 1545 und nachfolgenden Drucken. Es stellt Gottvater dar als Weltenschöpfer, am oberen Bildrande,



darunter, in der Mitte, die vom Wasser umflossene Erde (reduziert auf den Garten Eden) als eine Scheibe, auf der sich Adam und Eva tummeln mit Tieren und Pflanzen, umgeben von Sonne, Mond und Sternen. Diese Darstellung lehnt sich an vorlutherische Illustrationen an. So nämlich stellte sich der Mensch im 16. Jahrhundert Erde und Himmel vor. Die Entdeckung des Kopernikus (1473-1543), Zeitgenosse Luthers, begann sich erst langsam durchzusetzen, ein heliozentrisches Weltbild löste die Vorstellung von der Erde als Mittelpunkt des Planetensystems nur allmählich ab. Denn noch hundert Jahre später, 1633, zwang man Galileo Galilei, der kopernikanischen Lehre abzuschwören.

Es ist nicht ganz deutlich, in welchem Umfang sich Luther mit der Erkenntnis des Kopernikus vertraut gemacht hat. Er hat sie, soweit sie ihm bekannt geworden war, wohl abgelehnt. Wie sollte er sich auch von den Vorstellungen lösen, die seinen Zeitgenossen geläufig waren? Man muß sich einmal in einen Menschen des 16. Jahrhunderts hineinversetzen: Wie nimmt der eigentlich die Welt um ihn herum wahr? Natürlich als Scheibe, natürlich mit der Erde im Mittelpunkt. Er sieht ja, was vor Augen ist. Und ist er ein Christ, so sieht er sich durch die Natur, die Schöpfung angesehen von Gott. Sein Wissen über die Welt kommt einerseits aus der Natur-Anschauung (wie er sie erlebt, in den Naturgewalten, den Jahreszeiten) und daraus, wie ihm das gedeutet wird, was er sieht. Diese Deutung empfängt er aus der Heiligen Schrift.

Landläufiges Verständnis sieht damals die Welt im Drei-Stockwerke-Schema: oben Gott und der „Himmel“, in der Mitte die Erde mit dem Menschen, unten, darunter also, die widergöttliche Welt, das Reich des Abgrunds, des Bösen, die Hölle. So lernt Luther die Welt zu sehen.

Und nun kommt das Geniale an Luther, wie er die mittelalterliche Vorstellung, der er verhaftet blieb, dennoch aufbrach und überwand. Seine theologischen Gegner (zupal in der Schweiz: Zwingli und Calvin) hielten am Drei-Stockwerke-Schema eisern fest und glaubten damit die Erhabenheit der göttlichen Majestät abzusichern, den unendlichen Abstand zwischen Gott und dem sündig gewordenen Menschen, an dessen Betonung ihnen sehr viel lag. Luther hingegen geht von der Menschwerdung Gottes in Christus aus, der Erniedrigung hinab zu uns, wie der unendliche Gott aus Liebe zu seinen Geschöpfen diesen gleich wird (Originalton Luther: „In unser armes Fleisch und Blut / verkleidet sich das ewig' Gut“). Er kommt daher zu der Erkenntnis, daß die Rechte (= rechte Hand) Gottes überall ist, der Himmel nicht mehr ein Ort in einem Stockwerksschema, deskriptiv zu fassen, wo Gott gleichsam eingeschlossen bleibt. Vielmehr versagen die Kategorien von Zeit und Raum vor dem Geheimnis der Allgegenwart Gottes. Dabei mündet dieses Denken bei Luther nicht in einem diffusen Pantheismus: Er unterscheidet klar zwischen einem allgemeinen Dasein Gottes „an sich“, allenthalben, von einem Dasein „für mich“, gebunden an sein hörbares Wort und dessen sichtbare Gestalt, die Sakramente. Es sind also konkrete Orte, an denen dies Wort zum Geschehen,

zur Tat wird, zur Wirkung kommt. Konkrete Orte, an denen sich Gott von uns finden läßt.

Luther überwindet so nicht nur das mittelalterliche Stockwerke-Denken. Er akzentuiert den biblischen Schöpfungsbericht (der dem begrenzten Verständnis von Menschen vornaturwissenschaftlicher Bildung angepaßt ist) in der Weise, daß ihm die naturwissenschaftlichen Fragen und Details ganz in den Hintergrund rücken. „Ich glaube“, sagt er, „daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält... des alles ich Ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin“ (Kleiner Katechismus, 2. Hauptstück, 1. Artikel). So legt er den Glaubensartikel von der Schöpfung aus: „Ich glaube an Gott, den Vater allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden“, und läßt die Fixierung auf ein vorwissenschaftliches Weltbild damit fahren, indem er den Menschen und Gottes Handeln an ihm ins Zentrum stellt. Darin ist er ein Erbe eines mit der Renaissance aufgebrochenen neuen Denkens, das den Menschen als Individuum sieht.

### **11. Luther – ein Freiheitskämpfer**

#### **– oder: Hat er uns aus dem dunklen Mittelalter herausgeführt?**

Gehen wir noch einmal zurück in die Zeit vor dem Wormser Reichstag 1521 und dem anschließenden Wartburg-Aufenthalt. Im Jahr zuvor, 1520, hatte Luther drei berühmte Schriften veröffentlicht, die man später (allerdings erst im 19. Jahrhundert!) als die drei reformatorischen „Hauptschriften“ bezeichnet hat und das noch heute gern tut: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“, „De captivitate Babylonica Ecclesiae“ (Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche) und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Alle drei Traktate, besonders den letzten, hat man gern als Belege dafür angesehen, daß Luther mit der mittelalterlichen Kirche und Theologie gebrochen habe und zum „Freiheitskämpfer“ geworden sei.

Das ist fraglos nicht ganz falsch, nur daß man den Reformator in dieser Sache auch nicht überinterpretieren darf. Denn er blieb im Mittelalter verwurzelt, auch wenn er es transzendiert hat. Er bewegte sich theologisch in dem Raum, in dem die Kirche damals zu erheblichen Teilen noch keine dogmatischen Festlegungen getroffen hatte, also im Raum des noch „Erlaubten“ oder „Geduldeten“, was nicht besagt: vom Papst und anderen damals maßgebenden Instanzen gebilligt und gewünscht.

Die Freiheit, für die Luther eintrat, hat freilich ein ganz anderes Aussehen als der aufklärerisch-neuzeitliche Freiheitsbegriff unserer Tage. Man liest heute häufig etwas in Luther hinein, was so bei ihm nicht zu finden ist. Freiheit geht, so Luther, nicht aus dem Menschen hervor, ist auch kein Rechtsgut, auf das ein naturgegebener Anspruch bestünde, sondern beruht auf Gottes Tat, mit der er selbst den Menschen befreit von Verderbensmächten, vom Teufel

(für Luther war der eine Realität), vom eigenen Ich, von der „incurvatio in seipsum“ (Verkrümmtheit in sich selbst) des Menschen. Luther versteht Freiheit als ein Freiwerden von etwas, um zugleich Freiheit, Freiwerden für etwas zu sein. Er hat das geradezu klassisch formuliert in einem Paradoxon: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan; ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan“ (Von der Freiheit eines Christenmenschen, 1520, (WA 7, 20ff)). Darin drückt sich aus, daß für Luther „Freiheit“ nicht gleich Autonomie ist, nicht selbstbestimmt, sondern göttliches Geschenk, Begnadung und zugleich Verantwortung und Dienst am Nächsten.

Ob Luther das Mittelalter für so finster ansah, wie es seit der Aufklärung angesehen und bewertet wird, darf man wohl bezweifeln. Eine „Befreiung vom finstern Mittelalter“ hat er nicht vertreten, sie wäre ihm wohl eher unverständlich gewesen und gehört demgemäß in die Legendenbildung.

## 12. „Und wenn morgen die Welt unterginge...“

### – oder: Hätte Luther dann ein Apfelbäumchen gepflanzt?

Zu den populärsten Lutherzitaten, weit verbreitet, gehört das Diktum: „Wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch mein Apfelbäumchen pflanzen“. Das klingt so trotzig-optimistisch, daß man es gern dem Reformator in den Mund legt und damit das eigene Bild, das man sich von ihm gemacht hat, bestätigt findet. Die Sache ist aber nicht so einfach. Der frühere Berliner unierte Landesbischof Martin Kruse setzte schon 1983 ein-tausend DM als Belohnung für den aus, der Luthers Verfasserschaft würde belegen können. Wußte er schon, daß er dies Geld nie würde auszahlen müssen, oder ahnte er es nur? Auf jeden Fall: er wurde sein Geld nicht los.

Nun gibt es eine lange Liste apokrypher Sprüche, die fälschlich einem namhaften Urheber zugeschrieben werden. Beispiele: „O Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens...“; das wird Franz von Assisi († 1226) zuge-dacht, ist aber erstmals 1912 (!) auf französisch in der Normandie nachweis-bar und wanderte von dort über England auf den Kontinent. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ und die „Ecclesia semper reformanda“ sind uns schon begegnet. Das bekannte Gebet „Gott, gib mir die Gelassenheit, die Dinge hin-zunehmen, die ich nicht ändern kann; den Mut, die Dinge zu ändern, die ich ändern kann; und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden“, soll Friedrich Christoph Oetinger im 18. Jahrhundert formuliert haben, stammt aber nachweisbar von Reinhold Niebuhr aus dem Amerikanischen, 20. Jahr-hundert. Einmal falsch verortet wird es schnell zum dauerhaft falsch verorteten Sprüchlein.

Aber zurück zum Apfelbäumchen. (Ich stütze mich jetzt im folgenden auf eine kürzlich in 2. Auflage erschienene Untersuchung von Martin Schloe-mann: Luthers Apfelbäumchen?, Berlin 2016, die ungemein spannend zu

lesen ist). Denn dieses so ungemein populär gewordene Diktum findet als vermeintliches Trost- und Ermutigungswort nach dem 2. Weltkrieg und zunehmend dann in den 1950iger Jahren weite Verbreitung, zumal sich prominente Leute seiner gern bedienten: Bischof Hans Lilje etwa, der Bundestagspräsident Hermann Ehlers, Bundespräsident Gustav Heinemann, Bundeskanzler Helmut Kohl, Bundesaußenminister Hans Dietrich Genscher, der Dichter Gottfried Benn; sogar der Vorsitzende des Ministerrates und Stellvertretende Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Otto Grotewohl, griff zu („optimistischer Ausdruck des aufsteigenden Bürgertums“, lautete seine Bewertung) und schließlich in unsern Tagen auch noch die Luther-Bbeauftragte der EKD Margot Käßmann. Sie alle schreiben es Luther zu. Zuerst als „Luther-Wort“ zum Trost in einer Zeit der Kriegsangst (1944, dann 1950!) und der allgemeinen Verunsicherung. Den vollen Durchbruch in die größere Öffentlichkeit schaffte das „Apfelbäumchen“ aber ab 1950, und die Metapher des Baumpflanzens als Ausdruck der Zukunftshoffnung fand dann bald ihren Weg in den politischen und gesellschaftlichen Raum – da mußte es dann auch nicht immer ein Apfelbaum sein. Die ab 1948 von der „Bank deutscher Länder“ geprägten 50-Pfennig-Münzen bildeten bekanntlich auf der Rückseite eine zum Pflanzen knieende Frau ab, in den Händen einen Eichen-Setzling: Da ist das Apfelbaummotiv aufgenommen. Die Brüsseler Weltausstellung 1958 (Thema: „Der Fortschritt und der Mensch“) dekorierte dann die Eingangshalle zum deutschen Pavillon mit dem (ausdrücklich Luther zugeschriebenen) Apfelbaum-Wort in vier Sprachen, passend (wie man empfand) zur damaligen deutschen Situation. Allerlei Baumpflanzaktionen seit den 1980iger Jahren bis in unsere Tage, auch in Wittenberg als „Luther-Wald“, sind der Nachhall.

Zum wahren Luther will das alles nicht so recht passen. Seine Vorstellung vom Ende dieser Welt, das er nicht resignativ, sondern voll Inbrunst als Anbruch des Tages Gottes erwartete, als Offenbarwerden des Reiches Gottes, ist ganz anders, als es in dem Diktum vom Apfelbaum zum Ausdruck kommt: Er sieht kein blindes, bitteres Verhängnis vor sich, dem man trotz oder es schlicht ignoriert, sondern eine sehnsüchtig erwartete Stunde.

Fragt man nun, wann und wo das Wort vom Apfelbäumchen entstanden ist, so läßt es sich zum ersten Mal nachweisen in einem Rundschreiben aus Kurhessen-Waldeck vom 5. Oktober 1944 (!), nicht früher und also weit entfernt von Luther selbst, zeitlich wie inhaltlich. Denn Christus kommt in dem Sprüchlein nicht vor – und damit verfehlt es zentral Luthers Denken. Die Inbrunst, mit der Luther das Kommen Christi mit Macht erwartete, läßt keinen Gedanken zu an ein Tun des Menschen, das das von Gott ersehnte und herbeigeführte Geschehen praktisch nivelliert. Luther jedenfalls hätte kein Apfelbäumchen gepflanzt, „und wenn morgen die Welt unterginge“.